

*Markus Walther (Hrsg.)*  
**Letzte Grüße von der Saar**



Markus Walther (Hrsg.)

# Letzte Grüße von den Saak

**SAAR-KRIMI-ANTHOLOGIE MIT BEITRÄGEN VON:**

Lilo Beil • Wolfgang Brenner • Carin Chilvers • Martin Conrath  
Bernd Franzinger • Madeleine Giese • Ilse Goergen • Marina Heib  
Axel Herzog • Lisa Huth • Karin Klee • Susanne Kraus  
Barbara Mansion • Christoph Marzi • Karin Mayer • Tilo Mörgen  
Wolfgang Ohler • Kerstin Rech • Erhard Schmied • Elke Schwab  
Jochen Senf • Walter Wolter

**CONTE  
KRIMI**

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-936950-68-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© CONTE Verlag, 2007

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: (06 81) 4 16 24-28

Fax: (06 81) 4 16 24-44

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

Verlagsinformationen im Internet unter [www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Lektorat: Tina Klinkner

Umschlag und Satz: Markus Dawo

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken

## VORWORT

Krimis mit regionalem Bezug haben in den vergangenen Jahren zunehmend an Beliebtheit gewonnen. Auch wenn Kritiker diese gerne als neue deutsche Heimatliteratur verspotten, folgen die Leser in unserem Land bei der Auswahl dieser Romane jedoch nur einem Trend, der sich in Ländern wie Italien, Frankreich oder England schon längst etabliert hat. Dort gilt es nicht automatisch als klein-kariert oder provinziell, wenn ein Autor die Geschichte in seinem Lebensumfeld, in einer ihm bekannten Region spielen lässt. Wie in anderen Formen des Krimis bleibt der Leser natürlich auch hier gefordert, die Spreu vom Weizen zu trennen, die regionale Eingebundenheit einer Geschichte als echt oder aufgesetzt zu erkennen. In den Beiträgen dieser Anthologie beweisen zweiundzwanzig Autorinnen und Autoren mit Witz und Fantasie, wie vielfältig das Angebot der Verfasser aus und in unserer Region ist und dass das Leben in unserem Teil der Bundesrepublik voller Anregungen für originelle und mörderische Kurzgeschichten sein kann.

Als ich mir, als interessierter Leser mit Hunger nach mehr, im Herbst 2004 mit Hilfe des Internets einen Überblick über Krimis mit Saarlandbezug verschaffen wollte, war ich einerseits überrascht über eine ganze Reihe von Einzelhinweisen auf Webseiten von Autoren, Verlagen oder auch in Zeitungsbeiträgen. Andererseits fand ich es enttäuschend, dass sich aus den in allen Windrichtungen verstreuten Puzzleteilen nur ein eingeschränkter und mühselig zu erreichender Gesamtüberblick erstellen ließ. Erschwerend kam hinzu, dass auch in Romanen aus Nachbarregionen wie der Pfalz oder der Mosel zahlreiche Querverbindungen zum Saarland bestanden. Mal wurde ein mörderischer Organhändler durch einen Trierer Kommissar in Saarbrücken dingfest gemacht, mal beschwerte sich ein Kaiserlauterer Ermittler in jedem seiner Krimiabenteuer lautstark

über die Saarländer. Es fehlte eine Internetseite, auf der Informationen zu Kriminalliteratur mit Bezug zum Saarland und seinen Nachbarregionen leicht und möglichst komplett abrufbar wären. Die Idee zu saarkrimi.de war geboren.

In den Monaten und mittlerweile Jahren nach dem ersten Erscheinen der Webseite saarkrimi.de im März 2005 wuchs das Angebot an Krimis, die in unserer Großregion angesiedelt sind, kontinuierlich an. Neue Autorinnen und Autoren kamen hinzu, während bereits bekannte die Geschichten um ihre Kommissare oder sonstigen Helden in weiteren Krimiabenteuern fortsetzten. Trotz dieser positiven Entwicklung gab es jedoch an der Saar im Gegensatz zu anderen Regionen keine Anthologie, in der sich die Leser einen Überblick über die hier aktiven Krimiautorinnen und -autoren und ihr Werk verschaffen konnten. Nichts Böses ahnend erwähnte ich vor einem halben Jahr diesen Umstand gegenüber Roland Buhles vom Conte-Verlag in Saarbrücken in einer E-Mail. Was ursprünglich nur dazu gedacht war, bei anderen eine Idee zu lancieren in der Hoffnung, dass diese sich ihrer annehmen würden, fiel mit der Antwort des Verlages auf mich zurück. Ja, an eine Anthologie habe man auch schon gedacht, so hieß es in der Replik, allerdings scheitere die Umsetzung an den begrenzten Personalkapazitäten. Gemeinsam sei das Projekt jedoch anzugehen, ob ich denn bereit wäre ... Da stand ich nun in einer ähnlichen Situation wie vor der Einrichtung von saarkrimi.de. Sollte ich warten, dass sich jemand anderes der Sache erbarmt oder sollte ich die Gelegenheit selbst beim Schopf packen? Auch hier konnte ich der Versuchung nicht widerstehen.

Seitens der kontaktierten Autoren fand das Projekt eine durchweg positive Aufnahme, auch wenn nicht jeder, in der Regel zeitbeding, zusagen konnte. Innerhalb weniger Wochen stand die Liste der Verfasser fest und auch die Kurzgeschichten ließen nicht lange auf sich warten. Mit dem Titel »Letzte Grüße von der Saar« als alleiniger und allgemeiner inhaltlicher Vorgabe bot der Rücklauf der Storys die gewünschte bunte Mischung unterschiedlichster Facetten des Themas. Für die offene und konstruktive Zusammenarbeit

möchte ich mich an dieser Stelle bei allen Autorinnen und Autoren bedanken. Gleiches gilt auch für Roland Buhles und die übrigen Mitarbeiter des Conte-Verlages, die mir fachlich und inhaltlich sehr geduldig in allen Fragen zur Seite standen. Ebenso danken möchte ich meiner Familie, die mich bei der Durchsicht der Texte unterstützte.

Es versteht sich von selbst, dass ich mich über einen Erfolg der Anthologie sehr freuen würde. Mehr noch verbinde ich mit dieser Sammlung die Hoffnung, dass die Leser Autorinnen und Autoren, deren Beiträge ihnen gut gefallen, im Gedächtnis behalten und ihre Romane beim nächsten Besuch einer Buchhandlung beim Einkauf berücksichtigen. In diesem Zusammenhang verweise ich daher auf die biobibliografischen Angaben am Ende des Buches, in denen auch die wichtigsten Buchtitel der Autorinnen und Autoren aufgeführt sind.

Viel Spaß beim Lesen und Stöbern!

*Markus Walther*  
Im Oktober 2007



# SÜSSES WIEDERSEHEN

*Lilo Beil*

Wäre Theresa an jenem Sommertag Mitte Juli zuhause geblieben, statt in die Pfalz zu fahren, dann wäre all das nicht passiert.

Als sie durch die Fußgängerzone der Speyerer Innenstadt schlenderte, war ihr noch nicht bewusst, dass sie am Ende des Tages einen Mord begangen haben würde. Sie wusste nicht, dass sie, eine Art Werkzeug des Schicksals, einer Person den Tod bringen würde, der sie diesen Tod schon oft gewünscht hatte.

Nach Speyer zog es Theresa, die Lehrerin aus Neunkirchen, immer wieder. Sie liebte die Domstadt mit ihren vielen Türmen, den Kirchen, der majestätisch breiten Maximilianstraße, den wundervoll restaurierten historischen Gebäuden, dem Judenbad, den gemütlichen Cafés und Restaurants. Am meisten aber liebte sie die beiden Häuser, in denen die berühmten Maler Anselm Feuerbach und Hans Purrmann gelebt hatten. Diese Häuser waren zu Museen umgewandelt worden. Heute würde sie das Feuerbachhaus besuchen, das hatte sie sich schon lange vorgenommen.

Doch erst einmal schlenderte sie ganz genüsslich, denn sie hatte Zeit, sehr viel Zeit, durch die kleinen Gässchen, die rechts und links von der Maximilianstraße abbogen und die ihr, die sie alles andere als eine jener typischen Zeitgenossen war, die im so genannten »Shoppen« die Erfüllung ihres Lebens sahen, dennoch viel Freude machten. Die kleinen Gässchen mit ihren schnuckeligen kleinen Blumengeschäften, Buchhandlungen und Geschenkboutiquen.

Theresa, eine Kartenschreiberin aus Passion, steuerte zielstrebig auf die Auslagen einer Papeterie zu.

Sie machte sich an einem der Drehständer zu schaffen, als sie stutzte. Neben ihr, an einem der anderen Drehständer, war eine Person mit Kartenaussuchen beschäftigt, die sie kannte.

Das Profil ein wenig hexenhaft trotz ihrer Jugendlichkeit, die katzenartig engen Augen, der schlaue Blick. Schlaue und falsch, dachte Theresa. So clever, so intelligent, dabei kalt und berechnend und seelenlos. Theresa verschwand hinter ihrem eigenen Kartendrehständer. Auf gar keinen Fall wollte sie erkannt werden.

Niemals mehr dieser Person in die berechnend kalten Augen sehen müssen! Wenn der Spruch, dass die Augen der Spiegel der Seele sind, zutraf, dann auf diese Person, dieses Mädchen, mittlerweile eher eine junge Frau.

Theresa sah aus dem Augenwinkel, wie die Person eine Karte zückte. Es war, das nahm sie blitzschnell wahr, eine Diddlmaus mit Engelsflügeln, kitschiger ging es nicht. Wie typisch, dachte Theresa, für diese Kalten, Seelenlosen, sich für Kitsch zu entscheiden. Tiefere Empfindungen nicht zugänglich, umgaben sie sich gerne mit dem Abklatsch von Gefühlen, mit Surrogaten und mit Tand.

Die Person betrat das Geschäft, bezahlte, verließ den Laden und entfernte sich in Richtung Dom, zum Glück also in die Theresas Ziel entgegengesetzte Richtung. Sie würden sich nicht mehr über den Weg laufen. Theresa war sich hundertprozentig sicher, dass sie nicht bemerkt worden war. Sie atmete erleichtert auf. Wie ein Schock war es ihr in die Glieder gefahren. Sie unterließ es, eine Postkarte zu kaufen. Sie beschloss stattdessen kurzerhand, vor dem Besuch des Feuerbachhauses einen Cappuccino zu trinken. Dabei könnte sie sich vom Schreck der unliebsamen Wiederbegegnung mit jener Person erholen, die ihr vor etwa zwei Jahren großes seelisches Leid zugefügt hatte, eine Kränkung ohnegleichen.

Auf dem Weg in eines der Straßencafés, die so zahlreich waren, dass die Wahl schwer fiel, kam sie an ihrem Lieblingsblumenladen vorbei und kaufte sich spontan ein Buchsbäumchen in einem eleganten, schlichten Terrakottatopf, in dem ein ebenso eleganter, nur ein klein wenig verschnörkelter Metallstab steckte, der gerade in seiner Einfachheit sehr dekorativ und geschmackvoll wirkte. Praktisch war der Kauf nicht, auch nicht notwendig, denn zum einen

besaß Theresa viele Buchsbäumchen in allen Varianten, zum anderen würde sie nun den Topf in der Tragetasche herumschleppen müssen.

Sie erwog, den Topf hier zu lassen und ihn später, am Ende ihres Speyerbesuches und bevor sie zu ihrem geparkten Auto zurückging, im Blumenladen abzuholen, doch dann würde sie keinen Rundweg machen können. Sie stand zu ihrer Spontaneität, nahm auch deren Nachteile in Kauf, schnappte die Tragetasche mit Buchsbäumchen und Schnörkelstab und verließ den hübschen Blumenladen, in dem, im Gegensatz zu den meisten anderen Blumenläden, nicht ein einziges geschmackloses Objekt zu sehen war.

Die Besitzerin, die etwa in Theresas Alter war, sich also zur Generation der Best-Ager zählen durfte, wie es auf gut schrecklich Neudeutsch hieß, lächelte Theresa freundlich zu. Theresa lächelte zurück. Es war das leicht komplizenhafte Lächeln derer, die allein schon wegen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Zeitepoche ein stilles Band zwischen sich fühlten, auch wenn sie eigentlich Fremde waren. Vielleicht war man vor dreißig oder vierzig Jahren mal beim gleichen Popkonzert gewesen? Bei den Kinks, The Who, den Beatles oder den Rolling Stones?

Theresa sucht nicht lange nach einem Café, sondern setzte sich an einen der runden Bistrotische des nächstbesten Straßencafés. Die Leute um sie herum genossen den Sonnentag, umso mehr, als er nach einer langen, kühlen Regenperiode mitten im Hochsommer die Rückkehr des schönen Wetters einzuleiten schien. Theresa bestellte sich ihren Cappuccino und versank in Erinnerungen, nicht in angenehm nostalgisches Träumen, sondern im Gegenteil in schmerzliches Rückblicken auf eine Begebenheit, die sie völlig verdrängt hatte, die aber nun durch das unverhoffte Wiedersehen vor dem Kartenshop plastisch vor ihrem geistigen Auge auftauchte. Der Cappuccino wurde gebracht, Theresa zahlte gleich und nahm den ersten Schluck, der immer der beste war.

Ihre Gedanken gingen zurück in jene Zeit wenige Monate vor ihrer Pensionierung, wo sie das Opfer jener damals aufkommenden Modeerscheinung wurde, die man auf schrecklich Neudeutsch cyberbullying nannte, also Mobbing im Internet. Vielen ihrer Kollegen, das las man in allen Zeitungen, war es so ergangen. ob in England, Deutschland oder anderswo. Schüler filmten per Handy heimlich ihre Lehrer und stellten sie mit manipulierten Aufnahmen auf Pornoseiten ins Internet oder machten sie einfach lächerlich, indem sie sie in albernem und kompromittierenden Fotomontagen zeigten. Lehrern ging es so und Mitschülern, die man in die Außenseiterecke stellte und dem öffentlichen Spott preisgab.

Ans Gymnasium am Steinberg war die empfindsame Theresa von Osthoven damals wegen eines Mannes gekommen. Nicht nur ihren Namen opferte sie auf dem Altar der Liebe, auch ein Angebot des akademischen Austauschdienstes. Sie hatte diese Gegend vorher nicht gekannt. Es war eine harte Stadt, voller Eisen und Stahl, Rauch und Ruß. Statt romantischer Sonnenuntergänge warfen die Stahlessen ihren roten Schein an den Abendhimmel. Das Schulgebäude mit seinen langen dunklen Fluren wirkte auf sie wie ein Gefängnis, oder eher noch eine Kadettenanstalt. Auch die Farbe der Wände und Decken konnte an dem tristen Gesamteindruck nichts ändern. Und die Kinder dieser Stadt waren ihren empfindsamen Anwandlungen nicht immer aufgeschlossen gegenüberstanden. Dennoch, sie hatte sich durchgesetzt, ihre Linie nie verlassen. Aber nach den Schulferien war es immer ein angespannter Moment, wenn sie mit einer neuen Klasse konfrontiert wurde.

Schon beim Betreten des Klassenzimmers nach den Ferien damals hatte Theresa gespürt, dass ihr in diesem Englischkurs eine Kaltfront von Ablehnung entgegenkam. So arg hatte sie es noch nie empfunden, sie, die in all den vielen Jahren viel Liebe gegeben und der nicht immer, aber oft ebenso viel Liebe entgegengebracht worden war. Im Scherz nannten ihre Kollegen sie die ›Mutter Theresa

unserer Schule«. Denn immer hatte sie ein offenes Ohr, vor allem für schwächere Schüler.

Diesmal spürte Theresa instinktiv: Diese Coolen hier wollen meine Wärme nicht, wollen meine Sensibilität nicht, wollen meine Liebe nicht. Dieses Gemustertwerden aus abschätzenden und abschätzigen Augenpaaren! Besonders ein Augenpaar stach aus der Gruppe heraus. Es waren schräg gestellte, kleine, verengte Augen in einem cleveren, aber unbeseelten Gesicht. Die Augen, der Spiegel der Seele, dachte Theresa. Die Person, der diese katzenartig schrägen Augen gehörten, meldete sich bei fast jeder Frage in sehr gutem Englisch. Das war Strebsamkeit, Ehrgeiz, gepaart mit Fleiß und einem gewissen Maß von Sprachbegabung. Letztere nicht sehr ausgeprägt, aber der Ehrgeiz und der Fleiß machten wett, was von Natur aus mäßig vorhanden war.

Theresa wusste, nachdem sie den Raum verlassen hatte, dass dies ein hartes Stück Arbeit werden würde in ihrer letzten Etappe vor dem Ruhestand. Ein Kurs, der eine völlig andere Chemie hatte als sie selbst. Sie beschloss, dieser anderen Chemie gerecht zu werden, indem sie sachliche, wissenschaftliche Texte, auf keinen Fall aber gefühlsbetonte literarische Texte behandeln würde. Kühle Texte für die Coolen.

Theresa hatte richtig entschieden und viele Monate lang war die Arbeit mit diesen Obercoolen wenn auch nicht befriedigend und erfüllend, so doch immerhin passabel. Theresa erwartete nicht viel von diesen Weltmeistern im Gleichgültigsein.

Dann aber, in der vorletzten Stunde, machte sie, das wurde ihr im Nachhinein völlig klar, den entscheidenden Fehler: Sie offenbarte diesen Eisblöcken ihr Herz, das Herz eines mitfühlenden Menschen.

Sie kopierte einen Text ihrer Lieblingsdichterin Emily Dickinson, der berühmtesten amerikanischen Dichterin, die im 19. Jahrhundert gelebt und das Innigste geschrieben hatte, das in der Lyrik möglich ist. Und sie lieferte, das war ihr allergrößter Fehler, ihre

eigene Übersetzung gleich dazu. Wie konnte sie nur. Die Sensibilität einer Emily Dickinson und ihre eigene für diese Coolen? Perlen vor die Säue!

Sie las das Gedicht mit ihrer eigenen Übersetzung vor:

If I can stop one heart from breaking  
I shall not live in vain  
If I can ease one life the aching  
Or cool one pain  
Or help one fainting robin  
Unto his nest again  
I shall not live in vain.

Kann ich verhindern, dass ein einzig Herz zerbricht / Dann lebte ich vergebens nicht/ Kann ich ein Leiden nur vermindern/ Einen Schmerz ein wenig lindern/ Kann einen kleinen schwachen Vogel zurück ins Nest ich heben / Dann war vergeblich nicht mein Leben.

Sie merkte nicht, dass man sie während des Gedichtvortrags aufnahm. Sie bemerkte auch nicht das unterdrückte Prusten und Lachen. Sandra Falk, das Mädchen mit den kalten Katzenaugen, lieferte eine Interpretation in gutem Englisch, sauber und inhaltlich nicht daneben. Sie würde eine sehr gute Note bekommen, ein hervorragendes Abitur schaffen. Bildung ohne Herzensbildung, das geht.

Am nächsten Tag, als Theresa das Lehrerzimmer betrat, kam ihr schon ihre liebste Kollegin, eigentlich eine Freundin, entgegen, und machte sie schonend darauf aufmerksam, dass sie als lächerliche Ulkfigur im Internet erscheine, sie solle sich aber nicht aufregen, ein dummer Scherz von noch dümmere Menschen. Theresa, das innige Gedicht vortragend, wurde im Internet als die uncoolste, gefühlsduseligste Lehrerin der Schule dargestellt. Eine zum Schein

vor Rührung schniefende, dann hämisch grinsende Sandra Falk erschien auf dem Bildschirm, auch der Beitrag war unterzeichnet von Sandra Falk. Sandra Falk, die Augen zu Schlitzen verengt, fast teuflisch.

Theresa war krank geworden und konnte eigentlich nur noch am Tag ihrer offiziellen Verabschiedung erscheinen, widerwillig. Sie schloss sich danach tagelang ein. All die lobenden Reden und die Würdigung ihrer mehr als dreißigjährigen Arbeit für die Schule am Steinberg sah sie als Farce. Es kam ihr vor, als sei ihre Arbeit, ihr Leben hier verschenkt gewesen. Alles war bedeutungslos geworden.

Der Effekt von Diffamierung ist, dass der schuldlos Diffamierte an Selbstwertgefühl einbüßt. Sie konnte sich noch so oft sagen, dass man nur gekränkt werden könne, wenn man dies auch zulasse, auch, dass man sich nicht abhängig machen solle von der Beurteilung durch andere Menschen. Ihr Kopf wusste all dies, ihre Seele blieb verwundet.

Die Zeit legte einen Wundverband an, die Wunde verheilte nach außen hin, doch heute war sie wieder aufgebrochen, beim bloßen Wiederauftauchen jener Person in Theresas Leben. Theresa verließ das Café und ging hin zum Feuerbachhaus.

Anselm Feuerbach, auch so ein seelisch Verwundeter wie Theresa, nur aus anderen Gründen. Das letzte Selbstbildnis zeigte einen zutiefst verbitterten Künstler, der da, unverstanden und zurückgewiesen, dem Betrachter resigniert entgegensah. Krank an Leib und Seele. Wir verstehen uns, dachte Theresa, du und ich, zu dem Mann im Gemälde hin.

So lasse ich aber den Tag jetzt nicht ausklingen, sagte sich Theresa, als sie das Künstlerhaus verließ. Jetzt gerade nicht. So trist und trostlos. Sie ging in ihr Lieblingslokal am Dom, bestellte sich ihr Lieblingsgericht, beschloss, es sich gut gehen zu lassen. Das Buchsbäumchen in der Tragetasche stellte sie sorgsam neben sich. Sie